

Hipp, Markus

Über den Umgang mit Schuld in Kurt Drawerts deutschem Monolog Spiegelland

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 1996, vol. 10, iss. 1, pp.
[69]-83

ISBN 80-210-1420-2

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/106016>

Access Date: 30. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University
provides access to digitized documents strictly for personal use, unless
otherwise specified.

MARKUS HIPPE

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

Mit fünf Jahren erlebte das autobiographische Ich beim Pilzesammeln mit der Mutter, was Grenze hieß, deutsch-deutsche Grenze. Nach ihrem äußeren Verschwinden, rund dreißig Jahre später, macht sich Kurt Drawert auf den Erinnerungsweg ins „innere Land“, seine DDR-Seelenlandschaft. Eine „Sammlung photographierten Empfindens“ soll seine Geschichte vom Spiegelland sein, geschrieben gegen das herrschende Vergessen und einen ruinösen Verfall, den „Söhnen Lars und Tilmann im Sinne einer Erklärung“¹ gewidmet. Die *Schuld der Worte*, ein Buchtitel von Gert Neumann², stellt ein Hauptthema dieses deutschen Monologes dar. In der 1990 von Drawert herausgegebenen Auswahl von Werken Karl Krolows findet sich das Gedicht *Worte*, dessen erste Strophe lautet:

„Mit Worten gerät man in Schuld.
In Eintracht lebt keiner mit ihnen.
Ich spür meine Ungeduld
und daß sie zur Täuschung dienen.“³

Drawert schreibt sich, und das ist schon in seinen Gedichten angelegt, los aus einer Sprache, die Menschen „an der Leine“ hielt und „in deren Gefängnis sie starben“.⁴ Im Gedicht *Für O'Hara* aus dem Jahr 1984 wird deshalb die Hoffnung auf eine freie und unzensurierte Sprache formuliert:

„Vielleicht gelingt mir
doch einmal ein Gedicht,
in dem kein Polizist

-
- 1 Kurt Drawert, *Spiegelland. Ein deutscher Monolog*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1992, Vgl. Widmung und Prolog.
 - 2 Gert Neumann, *Die Schuld der Worte*. Hinstorff, Rostock 1989.
 - 3 Karl Krolow, *Wenn die Schwermut Fortschritte macht*. Reclam, Leipzig 1990, S. 186f.
 - 4 Drawert, *Spiegelland*, S. 13, 17.

durch die Strophen
spaziert mit strengem
Blick und roter Kreide.“⁵

Spiegelland beschreibt den Prozeß einer vielschichtigen und schmerzhaften Distanzierung — manchmal vermitteln die atemlosen und wachsam gereizten Satzperioden sogar den Eindruck einer panischen Flucht: Denn auch wenn die tödliche Grenze aus Mauern, Stacheldraht und Selbstschußanlagen nicht mehr existiert — „mit dem Land sterben die Begriffe noch nicht, die es hervorgebracht hat“⁶ und „vielleicht war alles das in meinen Körper geraten, was ich verachtete und niederträchtig fand und auf Distanz haben wollte“⁷. Schreibend will Drawert seine Herkunft verlassen, eine Herkunft, die in Worten und Bildern trotz aller äußerlicher Entfernungsversuche noch allgegenwärtig ist:

„Und man verläßt sie, indem man sie ausspricht, wir müssen alles erst einmal sprechen, um es dann zu verlassen, wir haben eine Sprache, um die Sprache zu verlassen, und so verlassen wir uns selbst, um uns selbst zu erreichen, (...) alles und für immer verlassen, denn es gibt keine Heimat, wenn es sie in uns selbst nicht gibt.“⁸

Einige Empfindungsphotographien aus Kurt Drawerts autobiographisch-essayistischem Erinnerungsalbum sollen hier in einem ersten Schritt als sprachkritische Reflexionen gelesen werden: Das gestörte Sprechenlernen des Kindes in einer Umwelt, die keine ideologiefreie Intimität kennt, die Erfahrung der Schule als Mittel totaler Sprachnivellierung, die Allgegenwart der phrasenhaften politischen Parole als „Hauptinstrument der rituellen Kommunikation innerhalb der Macht“⁹, die entlarvende Sprachverwirrung im Moment des Zusammenbruches der sozialistischen Sprachherrschaft in Ostdeutschland und die enttäuschende Konfrontation mit dem anscheinend frei sprechenden Westdeutschland — all diese Situationen wurden von Drawert als Stationen auf dem Weg zu einer „Verformung der Innenwelt durch die Beschaffenheit der Wörter“¹⁰ erfahren und beschrieben, als Situationen, in denen Menschen auf ganz unterschiedliche Weise durch Worte in Schuld geraten oder zu hilflosen Opfern der jeweils herrschenden Sprache werden, oder — und diese als Frage ständig im Text anwesende dritte Möglichkeit unterscheidet Drawerts Nachdenken von vielen „Schwarz-Weiß-Einfällen der Systemabrechner in Tagebuch, Reportage oder Schnellschußfeuilleton“¹¹ — in denen diese bequeme Einteilung in Opfer und Täter eben nicht mehr so einfach funktioniert. Drawert geht es um das Aus-

5 Kurt Drawert, *Zweite Inventur. Gedichte*. Aufbau, Berlin und Weimar 1987, S. 51.

6 Drawert, *Spiegelland*, S. 12.

7 Ebenda, S. 41.

8 Ebenda, S. 11f.

9 Václav Havel, *Versuch, in der Wahrheit zu leben*. Rowohlt, Hamburg 1990, S. 19.

10 Drawert, *Spiegelland*, S. 12.

11 Peter Geist, *Lieb Vaterhand*. Rezension von Spiegelland im Leipziger Stadtmagazin Kreuzer, 1/1993, S. 74.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

geliefertsein des Menschen an seine Sprachwelt, die grundsätzliche Vieldeutigkeit und Manipulierbarkeit des menschlichen Wortes und die daraus entstehende, manchmal kaum vermeidbare Schuld. An der Sprachwirklichkeit eines totalitären Regimes läßt sich die Schuld der Worte zunächst vielleicht besonders deutlich erkennen und aufzeigen, als Problem ist sie in jeder Gesellschaft, in jedem Gespräch gegenwärtig. Václav Havel hat diese Erfahrung einmal in sehr anschauliche Bilder gefaßt:

„Kein Wort enthält nur das, was ihm das etymologische Wörterbuch zuschreibt. Jedes Wort enthält auch die Person, die es ausspricht, die Situation, in der sie es ausspricht, und den Grund, warum sie es ausspricht. Dasselbe Wort kann einmal sehr große Hoffnung ausstrahlen, ein anderes Mal nur Todesstrahlen aussenden. Dasselbe Wort kann einmal wahrhaftig und ein anderes Mal lügnerisch sein, einmal faszinierend und ein anderes Mal trügerisch, einmal kann es herrliche Perspektiven eröffnen und ein anderes Mal nur Gleise verlegen, die in ganze Archipele von Konzentrationslagern führen. Dasselbe Wort kann einmal ein Baustein des Friedens sein, und ein anderes Mal kann jeder einzelne seiner Laute vom Echo der Maschinengewehre dröhnen.“¹²

1956 im märkischen Henningsdorf an der damaligen Grenze zu West-Berlin geboren, kann Kurt Drawert den Begriff *Heimat* nicht an einer spezifischen Landschaft oder vertrauten Gegend festmachen. Auch die Städte seiner Jugend — Dresden und Leipzig — geben diesem Wort keine eigene Bedeutung. Spiegelland entstand in den Jahren 1990 und 1991 in Schleswig-Holstein, aus der Entfernung. Das autobiographische Ich in Spiegelland kennt „keine Heimat, sondern immer nur Herkunft“, und auch die „gemeinsame Sprache, die dem Wort Heimat am ehesten noch eine Bedeutung verleiht“, wurde von Kindheit an als von fremden Zwecken besetzt und mißbraucht erfahren und somit zu einer „ganz und gar unverständlichen Sprache“:

„Mutter hockte nieder vor mir und lehrte mich *Arbeiter- und Bauernstaat* schreiben, ihre von der Kochwäsche aufgewallten Haare fielen verzottelt ins Gesicht, ich war aber auch ein zu blödes Kind, das komplizierte Wort *Revolution* (...). Der Nachbar schloß seinen Geräteschuppen ab, drehte sich zur am Gartenzaun jätenden Mutter, neigte sich ihr etwas entgegen und sagte, Ist es denn mit dem Lesen und Schreiben schon etwas besser geworden? Naja, stöhnte sie, Wir üben gerade hundertmal *Arbeiter- und Bauernstaat* und *Revolution*.“¹³

Kaum hatte das Kind die Sprache seiner Umwelt erlernt, erahnte es deren Ungültigkeit und Wertlosigkeit, spürte es physisch zwischen den Sätzen und Worten den „Herrschaftsanspruch des Vaters (oder des Großvaters, beispielsweise)“, wurde das Sprechen und Hören zum „Erlebnis der Angst“ und als eine

12 Václav Havel, *Am Anfang war das Wort*. Rede anläßlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, in: *Ein Wort über das Wort*. Rowohlt, Hamburg 1990, S. 217.

13 Drawert, *Spiegelland*, S. 8f.

„üble Gemeinheit des Vaters (oder des Großvaters)“¹⁴ empfunden, weil das Fremde, Unehliche, Lügenhafte nicht offen, sondern verstellt hinter der vertrauten, scheinbar liebenden und sui generis auch Vertrauen und Gegenliebe erwartenden Stimme lauerte¹⁵.

„Eine von vornherein als fremde Sprache erkannte Sprache mit fremden, unvertrauten und unbekanntem Wörtern hätte eine zu übersetzende Entsprechung gehabt in einer als bekannt erfahrenen Sprache mit vertrauten und bekannten Wörtern, so daß es nichts Verunsicherndes bedeutet hätte, ihr zu begegnen, und ihre Fremdheit wäre nicht zum Bestandteil einer Angst geworden. (...) Aber die fremde Sprache des Vaters (oder des Großvaters usw.), die sich als vertraute und bekannte Sprache mit vertrauten und bekannten Wörtern verstellte und für die es keine Übersetzungen, sondern nur Ahnungen gab, die keinen verbindlichen Sinn und keine identischen Inhalte aufnehmen konnte und nur Täuschung und Verwirrung und Leere hinterließ und das Sprechen beschädigte und das Mitgeteilte von der Mitteilung trennte und also ein unbenennbarer Krieg zwischen den Sätzen war, konnte nur Angst hervorbringen.“¹⁶

Was zuhause hinter der Maske familiärer Fürsorge und Zuwendung begann, setzte sich auf der Straße — „hoch über den Dächern rot beleuchtet *Der Sozialismus siegt*“¹⁷ —, im Hort, im Kindergarten, in der Schule fort: Hinter großen Ideen, Worten und Gesten verbarg sich ein absoluter Herrschaftsanspruch, die Aufforderung zur bedingungslosen Unterwerfung. Individualität und Selbstbestimmung waren die Todfeinde einer Gesellschaft, in der doch fast jede gesellschaftliche Organisation das Adjektiv *frei* vor sich hertrug. Weder im privaten noch im gesellschaftlichen Sprach- und Lebensraum konnten „das Mitgeteilte und die Mitteilung als identisch erlebt“ werden, jeder falsch verstandene oder nicht richtig gedeutete Satz bedeutete eine ständige Gefahr, „eine plötzliche Ohrfeige oder ein: Du gehst mir sofort und ohne Abendbrot ins Bett.“¹⁸ Eine eigentümliche Grausamkeit des Lebens in einem realexistierenden sozialistischen System bestand für den polnischen Dissidenten Adam Michnik in der „äußersten Verlogenheit“, mit der die Begriffe einer durchaus Faszination ausübenden Ideologie unentwegt gegen die alltägliche Wirklichkeit ausgespielt wurden:

„Der Kommunismus sprach zugleich das Beste und das Schlechteste im Menschen an. Er appellierte an seinen Idealismus, an seinen Glauben an eine allumfassende Gerechtigkeit und Gleichheit, an den Traum von Brüderlichkeit und Freundschaft. Und er setzte zugleich auf Angst und Niedertracht, auf Neid und Fremdenhaß. Der Kommunismus wollte den neuen Menschen erschaffen, einen Menschen mit einer neuen Moral, mit anderem geistigen Antlitz, der frei wäre von Gewinnsucht und Machtgier. So verkündete er. Was er hervorbrachte, war

14 Ebenda, S. 25ff.

15 In Drawerts Gedicht *Gehen* kommt diese Erfahrung in einer positiv gewendeten Formulierung zum Ausdruck: *Nirgends verlangt / eine strafende Hand / deine Küsse*. In: Kurt Drawert, *Privateigentum. Gedichte*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989, S. 20.

16 Drawert, *Spiegelland*, S. 27f.

17 Ebenda, S. 13.

18 Ebenda, S. 26.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

indessen der durch Lüge demoralisierte, zum Funktionieren abgerichtete, durch das tägliche Leben in Lug und Trug erniedrigte Mensch.“¹⁹

Die Sprache des Systems war ein Gefängnis, in das jedes Kind gesteckt wurde, noch bevor es überhaupt erahnen konnte, was mit ihm geschah. Aus dieser „Abtötungsmaschine“ gab es für Drawert „kein Entkommen“ mehr — der Mensch „blieb wie die Fliege im Uhrwerk der Gefangene einer über ihn verhängten Bestimmung“:

„Wir sind mit Dutzenden von verlogenen Begriffen aufgewachsen, die wir im ehrgeizigen Alter der Kindheit unbedarft und schamlos vor uns hingesagt haben und die wir auswendig lernten wie fremde Vokabeln, ohne zu wissen, daß sie ein Leben und eine Existenz von innen heraus zum Scheitern bringen, wenn man sich ihrer nicht rechtzeitig entledigt so gut es geht, und vielleicht, denke ich, bedarf es eines ganzen Lebens, sich dieser Begriffe zu entledigen.“²⁰

In Spiegelland wird von verschiedenen, wohl typischen Reaktionen auf die hier nur kurz angedeutete allgegenwärtige Sprachdiktatur berichtet. Das erzählende autobiographische Ich hatte schon sehr früh die „Koffer für die Reise ins eigene innere Land gepackt“²¹. Hilflos den zur Täuschung dienenden elterlichen und großelterlichen Stimmen ausgeliefert, floh das Kind vor dem Krieg zwischen den Sätzen in eine geheime Innenwelt, „verlernte das Sprechen wieder“ und verfiel in eine „völlige Stummheit“.²² In der Schule, dieser „Verhinderungsinstanz des Denkens und der Individualität“, ließ sich das Kind auf „überhaupt kein Verhältnis“, nicht einmal auf ein haßerfülltes, zu seinen „nazierzogenen“ Lehrern ein²³, und vor den alles kontrollierenden Augen des Vaters — einem „bedingungslos dem Reinheitsgebot der herrschenden Ordnung verpflichteten Polizeioffizier, der sich beruflich damit befaßte, die vom Offizialdiskurs ausgeschlossene Schattenwelt des Selbstmordes in die Helle der Aufklärung zu überführen“²⁴ — legte es selbst mit einem undechiffrierbaren Code den Tag des eigenen Selbstmordes fest. Nicht mit verschiedenen Formen der Kommunikationsverweigerung, sondern mit einer selbstzerstörerischen Umkehrung der Sprache reagierte dagegen der *Freund W.*,

19 Adam Michnik, *Der lange Abschied vom Kommunismus*. Rowohlt, Hamburg 1992, S. 16.

20 Drawert, *Spiegelland*, S. 14f.

21 Kurt Drawert, *Im Klartext*. In: *Privateigentum. Gedichte*. S. 47f.

22 Vgl. Drawert, *Spiegelland*, S. 25ff. In einem Gespräch, das ich am 4. Dezember 1992 mit Drawert in Leipzig führen konnte, wies der Autor ausdrücklich darauf hin, daß die geschilderte *Beschädigung der Stimme* kein dichterisches Bild, keine Allegorie für ein irgendwie nur innerlich empfundenes Erlebnis, sondern eine wirkliche psychosomatische Sprachkrankheit war.

23 Ebenda, S. 16f.

24 Peter Geist, *Lieb Vaterhand*. Rezension.

„der fett geworden ist, verbittert und zynisch, ein obszönes Vokabular spricht, unablässig Bier trinkt, grob aufstößt und mit haßverzerrtem Gesicht: die Säue ausficken will, die ihn so ruiniert haben, wie er sagte, (...), er ist verlorengegangen in einer Sprache, die er mit uns verlassen wollte, denn er hatte nicht aufgehört, in dieser Sprache, wenngleich als Umkehrung, zu leben und die Begriffe, wenngleich in negativer Bedeutung, zu sprechen.“²⁵

Die Großmutter wiederum begab sich in eine ästhetisch-hygienische Scheinwelt, um dort ihre eigenen kleinen Herrschaftsspiele zu inszenieren. An Weihnachten ließ sie alle Enkelkinder zum sogenannten Aufsatzwettbewerb antreten, um dann mittels ihres persönlichen Punktebewertungssystems die musische Rangfolge in der Familie unwiderruflich festzusetzen:

„.... denn eine musische Erziehung, habe meine Großmutter behauptet, sei Bedingung für ein ästhetisches Empfinden, und dieses wiederum ermögliche ein hygienisches Bewußtsein. (...) So habe meine Großmutter nie von sauberen oder schmutzigen Händen oder von gekämmten oder ungekämmten Haaren usw. gesprochen, sondern immer von ästhetischen oder unästhetischen Händen oder Haaren usw., es gab lediglich ästhetisch oder unästhetisch, hygienisch oder unhygienisch und letztlich gesund oder ungesund für sie, und dies habe immer davon abgesehen, wie musisch einer erzogen worden war.“²⁶

Während der verstummende Rückzug in die eigene Innenwelt wenigstens die Möglichkeit in sich barg, irgendwann eine „andere Sprache“ zu finden, eine Sprache, in welcher „die Würde der Scham“ in Form eines behüteten „Privateigentums an Empfindung“²⁷ bewahrt werden konnte, waren die bloße Umkehrung oder die dekadente Ästhetisierung der herrschenden Sprache keine echten Alternativen, weil sie auf fatale Weise von der Sprache des Systems abhängig blieben und so oft selbst zu einem kalkulierbaren Teil des Systems wurden.

Neben den Reflexionen über die sprachgestörte Kindheit und Jugend bildet das Nachdenken über die Ereignisse im Herbst 1989 einen weiteren thematischen Schwerpunkt in Drawerts deutschem Monolog. Als die Hoffnung auf das Ende der „Sprache, die uns umgab“ und die Sehnsucht nach einer anderen Zeit mit einer anderen Sprache schon fast erloschen war und sich überall eine tiefe Illusionslosigkeit auszubreiten begonnen hatte, „da sind plötzlich die Menschen zu Tausenden und zu Zehntausenden und zu Hunderttausenden auf die Straße gegangen, selbst auf die Gefahr hin zu sterben, und da ist in uns auch der Gedanke wieder gewesen, daß ein jeder Mensch in sich das Gesetz eines Sinns hat“, und da tauchte auf einmal die schon vergessene Vision wieder auf, daß „dieses abgestandene und heruntergekommene, kleine deutsche Land im Osten tatsächlich der Körper sein könnte, der eine Utopie in sich aufnimmt und vertritt.“ Doch der Glaube, „daß nur ein sinnvoller Text gesprochen werden muß,

25 Drawert, *Spiegelland*, S. 12ff.

26 Ebenda, S. 32.

27 Kurt Drawert, *Im Klartext*. In: *Privateigentum. Gedichte*. S. 48.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

um einen sinnvollen Diskurs zu eröffnen“ und einen gemeinsamen Neubeginn zu ermöglichen, wurde enttäuscht.²⁸ Die Friedensgebete in den Kirchen, die mutigen Demonstrationen mit ihren geist- und humorvollen Transparenten, die überschäumenden Gefühle und Empfindungen jener Tage mündeten nicht in einer ganz neuen Sprache und einem offenen gesellschaftlichen Diskurs über die gemeinsame Vergangenheit und einen eigenständigen Weg zu Selbstbestimmung und Demokratisierung, sondern in einer hektischen, manchmal schamlosen Abwicklung des gescheiterten Staates, in Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und — nicht selten — in erneuter Bevormundung. Es schien einfach keine Zeit zu bleiben „in diesem Zusammenbrechen, in dieser Wendewut, im Zwang und in der Lust zum Anderen, Neuen, das im Westen schon immer da war, um zu prüfen, was vielleicht bleiben könnte oder sollte neben dem Vielen, was zu bewahren sich wahrhaftig verbietet“²⁹:

„So ist diese Revolution eine von Anfang an zum Scheitern verurteilte Revolution gewesen, da sie die Sprache des Systems nicht verließ und lediglich versuchte, sie umzukehren, so daß das gestürzte System kein gestürztes System, sondern ein lediglich umgekehrtes System geworden ist. Der gute Politiker war nunmehr der schlechte Politiker, der Revolutionär der Oppositionelle, der Scheinwerfer wechselte die Bühne, auf der die Unbekannten bekannt und die Unbegabten begabt und die Bestraften belohnt wurden, die Vergessenen wurden gefeiert und die Gefeierten wurden vergessen, die Geliebten wurden gehaßt und die Gehaßten geliebt, (...) die Begriffe lösten sich ab nach einer Mechanik, die gleich blieb.“³⁰

Während der Autor noch selbstkritisch darüber nachdenkt, ob seine Hoffnung auf einen sinnstiftenden Text, der den Menschen ihre Würde wiedergeben könnte, nicht eine arrogante und verklärte Utopie sei, schreibt die Wendewirklichkeit bereits sinnlose Geschichten von skrupellosen und schmierigen System- und Sprachwechslern, offenbart sie den ganz persönlichen und ideologieunabhängigen Egoismus der Karrieristen — der „Parteisekretäre oder Lehrer oder Direktoren oder Abteilungsleiter oder Hausbuchführer oder Vorstandsmitglieder einer Gartensparte oder eines Anglerverbandes oder einer Gymnastikgruppe“, die bis zum „endgültigen Ende“ dem „schäbigen Lügenapparat für einen noch so lächerlichen Vorteil dienten so gut es ging“, die sich für eine Macht engagierten, „nicht, weil sie eine bestimmte Ideologie vertrat, sondern Autorität bedeutete“. Zorn und Verachtung überkommt den, der an einen sinnvollen Diskurs geglaubt hat, wenn er sieht, wie sie heute „die Schultern sinken lassen und ihren Lebensbruch registrieren und lauthals Vergeltung einfordern, wo doch vollkommen klar ist, daß sie wieder und wieder und abermals betrogen und verraten und verkauft werden, weil sie jedem System bedingungslos dienen und sich je-

28 Vgl. Drawert, *Spiegelland*, S. 18ff.

29 Wolfgang Thierse, *Gegen die Abwicklung unserer Geschichte*. In: *Göttinger Sudelblätter — Die Abwicklung der DDR*. Wallstein, Göttingen 1992, S. 9.

30 Drawert, *Spiegelland*, S. 23.

der Autorität unterwerfen für einen auch noch so kleinen und bedeutungslosen Gewinn.³¹ Dem Gefühlsrausch in den Tagen des Mauerfalls folgte schon bald der große, kollektive Kaufrausch. Nicht unterschieden „von den Nichtigkeiten ringsum“ erscheint auch der hehre Dichter des sinnvollen Textes sich selbst plötzlich in seiner „ganzen Nichtigkeit“ und Trivialität. Ironisch setzt er sich in die Pose Walthers von der Vogelweide: „ich saß auf einem hohen, einzelnen Stein und dachte in die Hitze des Mittags hinein“³². Bedachte der mittelalterliche Lyriker einst den Weg zu Ehre, Besitz und der Gnade Gottes, jagt der moderne Dichter „Autovergleichen, Videokameras, geschmackvollen Müslis, Joghurts und Quarks“ nach. Die Flucht in die seichte und anspruchslose Unterhaltung der unzähligen Fernsehprogramme und Zeitschriften, in die „endlosen Gänge der Einkaufsfabriken“ befreite für kurze Momente von den quälenden Erinnerungen. Der rasante „Bedürfnisabfall im Kopf“ war der Versuch, den lästig gewordenen „Sinnfragen der Existenz“ zu entkommen:

„Doch wofür, ich wußte es plötzlich nicht mehr, wofür war die Zeit zu gebrauchen, wenn nicht dafür, schwerelos in ihr zu verschwinden, um in allen Spielen und Heften und Dingen sich zu verlieren und zu erstarren und in Erstarrung der Ewigkeit so nahe zu kommen, ja, ich fühlte mich, in gewisser Weise, wenn ich stumpf und abhängig geworden in die barocke Bilderwelt hinaussah, von mir selbst befreit, frei von Gefühl, frei von Liebe, Versagen und Schuld, ich konnte, von mir selbst befreit, an niemandem schuldig werden.“³³

Mit der neuen Konsum-, Unterhaltungs- und Verwaltungswelt kam auch die Zeit neuer Worte und Begriffe. Was der anscheinend so frei sprechende Westen dabei zunächst anzubieten hatte, war eine unüberschaubare Flut von „Werbe-, Informations- und Gesetzesbroschüren“, eine ganz und gar unverständliche, verwirrende Begriffswelt breitete sich aus, eine Landschaft und Gesellschaft „voll von toter und sterbender Sprache“ wurde „von einer anderen toten und sterbenden Sprache“ ersetzt:

„... hastig hingeklebte Reklameschilder, wo vorher Losungen standen, deren über den farbigen Bildrand hinausreichenden Endungen mit dem Putz der Wände zerbrachen, Frittenbuden und Plunderkisten, Billigartikel, vergoldeter Ramsch, Prostituierte, die sich ficken ließen in Containern und Bussen, die auf Parkplätzen standen. Autowracks, ohne Nummernschilder, in Seitenstraßen gestellt, als wären sie die Vergangenheit selbst, die man eilig verließ, provisorische Zeltunterkünfte für Banken, Firmen und Warenketten.“³⁴

Die Eindrücke des Autors bei der zwischenzeitlichen Rückkehr nach Leipzig gefährdeten das Weiterschreiben und bestärkten das tiefgreifende Gefühl der Heimatlosigkeit, eine neue Sprachlosigkeit befiel ihn, weil der „gültige, brauchbare Satz, der in einem Verhältnis zur Wahrheit steht, in einem Raum, der im

31 Ebenda, S. 20ff.

32 Ebenda, S. 101.

33 Ebenda, S. 102ff.

34 Ebenda, S. 139.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

Verhältnis zur Lüge oder zur Unwahrhaftigkeit oder zur Gemeinheit steht, nicht existieren kann“. Die Sprache kehrte erst beim Verlassen der „kranken Räume“ zurück, aufs Neue erwies sich die bewußte Distanz zur Herkunft, das Zurücklassen der alten Sprach- und Verhaltensweisen als eine notwendige Bedingung für das Finden sinnvoller und befreiender Worte — „das Unterwegssein rettete die Gültigkeit des Sprechens“:

„In diese Räume und in diese Stadt und in dieses Land kann man nicht zurückkehren, dachte ich beim Fahren ziellos die Straßen entlang einer sterbenden oder bereits gestorbenen Gesellschaft voll toter Sprache und toter Landschaft und toter Gedanken, (...) man muß, dachte ich, verstummen, bis aus der Aufrichtigkeit eines erzwungenen Stummseins ein erster gültiger Satz hervorgehen kann, ein zweiter, in der Bewegung, fahrend oder gehend oder liegend, ein dritter Satz, der Anfang eines Textes.“³⁵

Drawerts Spiegelland erschließt sich dem Leser als ein Text, mit dem zum einen der Mißbrauch der Sprache als lebenszerstörendes Instrument der Macht und der Herrschaft im privaten wie im gesellschaftlichen Raum aufgezeigt und beschrieben, und mit dem zum anderen aber auch — gleichsam retorsiv — die ursprüngliche Funktion der Sprache als Mittel der Sinnfindung und Sinnvermittlung wiedergefunden und in ihr Recht gesetzt wird. Mit den Worten Ludwig Wittgensteins ließe sich der von Drawert in Spiegelland unternommene Sprachversuch deshalb auch so beschreiben: „Ein Satz muß mit alten Ausdrücken einen neuen Sinn mitteilen.“³⁶

Während Drawerts Text hier bislang vor allem als eine allgemeine und ideologieübergreifende Sprachkritik gelesen wurde, soll nun in einem zweiten Schritt die oft sehr persönliche Auseinandersetzung Drawerts mit der „Welt der Väter“ im Vordergrund stehen. Sie — der Großvater, der Vater und das erzählerische Ich (das sich ja selbst auch als Vater an seine Söhne wendet) — sind die Hauptpersonen dieses Monologes:

„Denn der Gegenstand des Denkens ist die Welt der Väter gewesen, von ihr sollte berichtet werden, und wie verloren sie machte und wie verloren sie war — als herrschende Ordnung, als Sprache, als beschädigtes Leben.“³⁷

Mit bohrender Schärfe und einem bisweilen zynisch-bitteren Unterton beschreibt und benennt Drawert die alte DDR als sein *Vaterland*³⁸, als das Land, mit dem sich seine Väter bis in die privatesten Lebensbereiche hinein arrangiert

35 Vgl. ebenda, S. 140ff.

36 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus* (4.03.). Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989, S. 29.

37 Drawert, *Spiegelland*, S. 156.

38 Vgl. Hans-Jürgen Schmitt, *Nicht sprachlos, heimatlos*. Rezension von Spiegelland in der Süddeutschen Zeitung vom 10.11.1992.

und identifiziert haben. In der „wiederholten Beschreibung einer Fotografie“ (Kapitel 6, 8 und 10) zeichnet der Autor ein detailliertes Bild seines Großvaters, wobei ihn nur noch „das Exemplarische“, nicht mehr „das Individuelle“ dieser „Existenz“ interessiert. Der übermächtige Patron der Familie verkörpert den Typ des gewissenlosen Opportunisten und Karrieristen, dem es immer wieder gelingt, sich im richtigen Augenblick auf die jeweils passende Welle der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen zu werfen und ganz oben mitzuschwimmen. Ohne Skrupel erfindet er ideale Vergangenheiten und zwingt die familiäre Umwelt dazu, bei seinen Inszenierungen mitzuspielen. Der Großvater steht im Herbst 1989 nicht zum ersten Mal vor einem persönlichen Scherbenhaufen und nicht zum ersten Mal versucht er, es sich in einem Lügegebäude bequem einzurichten. Den Kindern und Enkeln sich ein Leben lang als „ungebrochener Marxist“ präsentierend — „das Leben ein *Kampf im Dienste des Sozialismus*“ — und dasselbe mit ebenfalls ungebrochen totalitärem Ton von seiner Familie fordernd, findet der Enkel — „es war purer Zufall“ — eines Tage „jene Fotografie“:

„Großvater in der Mitte seiner jungen, blonden Familie unter dem Christbaum, stolze Geste, Modebart, in Uniform, herausgeputzt, zum siegreichen Vater emporschauende Söhne, und auf der Rückseite die Notiz: *Für Führer, Volk und Vaterland — Weihnachten 1941.*“³⁹

Vom Faschisten zum Antifaschisten und jetzt — nach dem erneuten Umschlagen des politischen Windes und dem Tod der Großmutter — ein lebensfrohes Verhältnis mit der „Unternehmerwitwe“, die nun nicht mehr als „Klassenfeind“ oder „Kirchenliese“ des Hauses verwiesen, sondern — wie selbstverständlich — als „spätes Fräulein aus vornehmem Hause“ in den Kreis der Familie aufgenommen werden soll. Die Geschichte des Großvaters ließe sich als eine skurrile deutsche Posse lesen, wären dort nicht die wirklichen Menschen mit im Spiel, deren Leben durch die Scherben der großväterlichen „Wahngebäude“ und „Inszenierungen“ zerschnitten und verletzt worden sind. Denn der Großvater war nicht nur einer, der „aus anezogenem Gehorsam“ im „Sklavenboot“ saß und mitruderte, sondern er war „ein Vertreter der Aufseher-schaft, er kommandierte den Takt, er war in diesem System aktiv und bereit, es erbarmungslos zu verteidigen und nichts daneben gelten zu lassen und auszulöschen, was nicht ganz und gar in ihm aufging, er war einer von den Inhabern der Allmacht, die den Weizen schieden von der Spreu“.⁴⁰ Mehr noch als durch die persönliche Verstrickung in die Nazibarbarei und die wiederholten ideologischen Verirrungen selbst, machte sich der Großvater in den Augen des enttäuschten und betrogenen Enkels durch die Art und Weise schuldig, wie er auf die buchstäblich wieder aufgetauchten, „unvernichtbaren Zeichen der Wahrheit“ reagierte, wie er mit der *ersten Schuld* umging. Als der Großvater nämlich die

39 Drawert, *Spiegelland*, S. 59.

40 Ebenda, S. 70.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

schon früher veröffentlichte „Beschreibung einer Fotografie“ zufällig zu lesen bekam, „setzte er einen ganzen Apparat in Bewegung, um die Beschreibung der Fotografie zu bestrafen und zu vernichten“. Das „fahrlässig vergessene“ Zeichen der Wahrheit bewirkte kein Verstummen, geschweige denn Scham oder Trauer, sondern nur „wutschäumende Verteidigungstiraden“ und primitive Schuldzuweisungen: „*Ehrabschneidung!*“ Es war „der Steinwurf in den Spiegel von einem, der sein Gesicht nicht erträgt“:

„Aber nicht einmal diese innere Tragödie war es, die mir meinen Großvater endgültig nahm, es war der Umgang mit ihr, und zu diesem Umgang gehörte schließlich nicht nur das Vergessen und Verleugnen von Tatsachen und das Erfinden von anderen Tatsachen, sondern zu diesem Umgang gehörte vor allem die bedingungslose und entschiedene Zerstörung all dessen und all derer, die die erfundenen Tatsachen nicht übernahmen und das paranoische Bewußtsein aufzubrechen begannen. So mußte Großvaters Denken ein totalitäres Denken bleiben und ein Verhaftetsein an eine Autorität verkörpernde Ideologie, so daß ich mich hätte auslöschen müssen, wollte ich ihn weiterhin, in dessen Denken ich bereits ausgelöscht war, tolerieren. (...) Großvater war für mich endgültig verloren, er war für mich verloren, weil sich seine Existenz als eine von Grund auf verlogene Existenz zeigte, und er war für mich verloren, weil seiner verlogenen Existenz eine Vernichtungsinstanz angeschlossen war, die alles zerstörte, was ihr auch nur ansatzweise widersprach. Und dieses Wahngebäude ist so fest, dachte ich, daß es keine Korrektur und kein Gespräch mehr zuläßt, so daß jede versuchte Korrektur und jedes versuchte Gespräch, das nur in der Grammatik der Macht hätte durchgeführt werden können, schon eine Verführung gewesen wäre, im Wahngebäude sich zu verliehen.“⁴¹

Anders als der Großvater, für den die Ideologien beliebig austauschbar waren, solange sie nur seinem immer gleichen, heteronom gesteuerten totalitären Denken entsprachen, war der Sozialismus für den Vater *die* eine Wahrheit schlechthin, eine zutiefst verinnerlichte weltanschauliche Überzeugung, ein umfassendes, alternativloses Erklärungsmodell — etwas davon Getrenntes, Privates gab es nicht. Er hatte sein ganzes Erwachsenenleben in diesem System verbracht, es akzeptiert und sich vollständig mit ihm identifiziert. Seine erzieherische Aufgabe sah er darin, auch den Sohn zu einem richtigen Genossen zu machen. Er stellt den Typ des bedingungslosen, blind eifernden und zugleich der nächst höheren Autorität unterwürfigen Ideologen und Fundamentalisten dar. Als es in der Schule mit dem Sohn Schwierigkeiten gab und es zu einer „Aussprache“ mit den Eltern im Klassenzimmer kam, hat der „Vater neben diesen Leuten gegessen und ihnen gestenreich beigeppflichtet“, machte er allein den Sohn für seinen „verdorbenen Charakter“, seine „schädliche Haltung“ und sein „feindliches Denken“ verantwortlich:

„ich saß allein in der hintersten Bankreihe des Klassenzimmers, und ich war so allein, dachte ich im Gehen, daß es gar kein Gleichnis dafür gibt, ich war allein mit meinem Körper

41 Ebenda, S. 61 und 70f.

und mit meinem Zuviel an Gefühl und mit der Erfahrung, allein in der hintersten Bankreihe des Klassenzimmers zu sitzen, daß ich mir sagte, daß ich niemals meinen Sohn, wenn ich jemals einen Sohn haben sollte und wenn er in eine Lage wie diese geriete, um sich von Leuten, die man nur als Instrumente einer Beschädigungsmaschine begreifen kann, als negatives Element behandeln zu lassen, daß ich niemals meinen Sohn allein in der hintersten Bankreihe eines Klassenzimmers sitzen lassen würde, daß ich ihn überhaupt nicht allein sitzen lassen würde.“⁴²

Seinen Beruf als Polizist hatte der Vater so sehr verinnerlicht, daß er „ausnahmslos jeden unter Verdacht nahm, gelogen oder getäuscht zu haben oder Lüge und Täuschung vorbereitende Gedanken gehabt zu haben“. Er interessierte sich nur noch für die „zweite Existenz des Menschen“, sein Blick war nicht auf die Menschen, sondern „auf den Abgrund im Menschen gerichtet“, es war ein „Blick auf das Leben aus der Perspektive des Todes“, ein „Blick von einer Gottähnlichkeit und Überführung und Urteil zugleich“:

„Vater las in der Zeitung oder löste Kreuzwörterrätsel oder betrachtete in sich gekehrt seine Briefmarkensammlung, in Wirklichkeit aber beobachtete und hörte und kontrollierte er, was um ihn herum geschah, (...) und wir wurden überführt und sofort bestraft, alles war ruhig, und aus dem scheinbaren Nichts heraus wurde irgendeiner überführt und sofort mit einer Ohrfeige oder einem Verbot oder günstigstenfalls mit einer Mahnung bestraft, bestraft, weil etwas auf eine zweite Existenz Hindeutendes passiert war und weil der Betreffende so hochmütig war, Vater für abwesend zu halten.“⁴³

Beklemmend wird das Arbeitszimmer des Vaters als „ein Studierzimmer des Todes“ erlebt und beschrieben, der Gang zum verpflichteten „Abendgruß“ weckt Assoziationen an brutale Filmszenen von Gestapo- oder Stasiverhören im grellen Schein einer Lampe: Es war „immer ein Gehen von der dunklen in die helle Hälfte des Zimmers“, wobei das Allerschlimmste der Situation darin bestand, dem Vater die Hand geben zu müssen und dabei die „ganze Hilflosigkeit“ und das Ausgeliefertsein an die „Macht“ und „Verfügung“ der väterlichen Hand zu spüren. Der treu gläubige Ideologe erlebte das Ende der DDR als persönliche Niederlage, er hält sich selbst für ein Opfer, dem Ungerechtigkeit widerfahren war, die Frage nach einer möglichen eigenen Schuld wird erst gar nicht zugelassen. Als der Sohn den *verlorenen Vater* im Krankenhaus (be)sucht, nachdem dieser einen Herzinfarkt erlitten hatte, trug er — „aus diesem Zuviel an Gefühl heraus“ — noch immer die Hoffnung mit sich, daß vielleicht eine Versöhnung, ein Neubeginn, zumindest aber ein anständiger Abschied möglich wäre. Das erste, entscheidend neue Wort müßte allerdings der Vater in sich entdecken und aussprechen:

„Ich werde ihm gegenübersitzen und ein Wort der Entschuldigung erwarten oder nicht einmal der Entschuldigung, ich werde nur einen leisen Anflug des Zweifels und der

42 Ebenda, S. 115f.

43 Vgl. ebenda, S. 82ff.

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

Selbstunsicherheit erwarten, aber ich werde nur in primitiven Ausführungen zu hören bekommen, wofür ich einmal geschlagen und ausgewiesen und verurteilt worden bin, und ich werde hören, daß man, er wird *man* und nicht ich sagen, lediglich seine Pflicht getan hat und daß überhaupt die kleinen Leute, er wird sich zu den *kleinen Leuten* rechnen, keine Verantwortung haben können, und ich werde aufstehen und für immer hinausgehen und nicht einmal ein Mitgefühl empfinden.“⁴⁴

Die Väter hatten sich den Ausweg aus ihrer schuldverstrickten Existenz dadurch endgültig verstellt, daß die Vokabel *Schuld* als ein reflexiver Begriff wiederholt aus ihrem Wortschatz gestrichen worden war, weswegen auch Worte wie *Zweifel*, *Entschuldigung*, *Verzeihung* oder *Versöhnung* innerhalb dieser fatalen, der ganzen Familie aufgezwungenen „Schweigensverabredung“ keinen Sinn und keine Bedeutung mehr bekommen konnten. Auch die Briefe, die der Großvater nach der Wende zu schreiben begonnen hatte und die der Vater dem abtrünnigen Sohn mit der Aufforderung zum Lesen vorgelegt hatte, empfand der Sohn nur als eine „Falle“, als Versuch einer letzten Verstrickung in jenen „Dauerinzest“ von Lüge und Verstellung, von geheuchelter, vereinnahmender Vertrautheit und gemeinsamer Schuldverdrängung und -verleugnung:

„Ich sah, wieviel erneute Lüge ein jeder auf sich zu laden bereit war, nur damit ein kleines, abgestandenes und nicht mehr zu rettendes System erhalten bleiben kann, es war so viel Unfähigkeit zu sterben dabei, um tatsächlich noch einmal geboren zu werden, es war soviel noch atmender Tod, daß mir ganz übel geworden war und daß ich mich hatte übergeben wollen auf die vor mir liegenden in ihrer Hilflosigkeit jämmerlichen Briefe, die ein Gestorbener an Gestorbene schrieb.“⁴⁵

Jetzt, wo sie „vor ihrem Scheitern standen“, und ihren „Sinnverlust“ bedauerten, buhlten die Väter kläglich um Verständnis, Teilnahme und Mitleid, verlangten Interesse und Gehör, das sie selbst ein Leben lang verweigert hatten. Angesichts dieser „verspäteten Zuwendung“ überkam den Sohn „eine immer größere Wut“:

„Nun, wo es kein Amt mehr zu verlieren und keine Ideologie mehr zu verteidigen und kein Prinzip mehr einzuhalten gab, wo die Autoritätsbilder zerstört und die Orden, Spangen und Nadeln wertlos geworden waren, (...) ausgerechnet jetzt sollte ich Zuwendung erhalten. (...) Diese Liebe zu mir, wie sie im Raum war, wurde mir schmerzlicher, als es die Nichtliebe zur Zeit meiner Kindheit und Jugend für mich war. Sie kam zu spät. Sie ignorierte die Zeit. Sie war von Zwecken bestimmt. Sie erinnerte mich an alles, was ich vermißte. Sie forderte Erwidern und sprach mir Schuld-zu, sie zog mich zurück. Sie fesselte mich, sie machte mich wütend, sie war Erpressung und als diese gemein. Ich wollte sie nicht.“⁴⁶

44 Ebenda, S. 111f.

45 Ebenda, S. 73.

46 Ebenda, S. 39f.

Aber zu eng sind die Lebensgeschichten miteinander verknüpft, „ein gespaltenen Empfindungszustand, ein dauerndes Mißverstehen zweier entgegengerichteter Figuren“ macht sich breit zwischen den Zeilen und verbietet eine vor-schnelle und hemmungslose Abrechnung. Es ist das selbstkritische *Vielleicht* in Drawerts „reflexiver Suchbewegung“⁴⁷, das vermeiden will, daß aus dem Versuch, die alte Schuldkette der Väter für sich selbst zu durchbrechen, eine neue Schuld erwächst. Da diese Passage für eine prinzipielle Frage nach dem Umgang mit Schuld sehr aufschlußreich ist, soll sie am Ende der Auseinandersetzung mit der Welt der Väter in ganzer Länge zitiert werden:

„*Vielleicht* wollte ich mich auch eines Mitgefühls verweigern, das ich nach der Lektüre unweigerlich gehabt und das mir das Bild, das ich von Großvater besaß, beschädigt hätte. Vielleicht nahm ich von einem frühen Augenblick an nur noch seine verlogene Existenz wahr und übersah die gefährdete oder hilflose oder von außen bestimmte Existenz. Vielleicht war ich auf eine seitenverkehrte Weise ebenso intolerant und kompromißlos geworden wie er oder wie mein Vater. Vielleicht war alles das in meinen Körper geraten, was ich verachtete und niederträchtig fand und auf Distanz haben wollte. Vielleicht tönnten ihre Behauptungen in meinen Behauptungen mit, hat sich ihre Sprache in meine Sprache gemischt, so wie sich die Sprache der Macht in ihre Sprache gemischt hat, so daß sie sich schließlich selbst zu Gesicht bekämen in mir und durch mich hindurch. Dann hätte ich also die ganze Zeit über in Verbindung mit ihnen gestanden und nach ihrer Ordnung empfangen und gesendet und kein Wissen darüber gehabt. Dann wäre ich ihr Komplize, der nur die Bedeutung vertauscht hat. Dann wiederholte sich, da ich sie behandle, wie ich behandelt worden bin, in mir ihre Struktur und ich müßte in meiner Niedertracht versinken und schuldig geworden sein und Schuld zugesprochen bekommen. Dann gäbe es immer nur Schuld und niemals ein Entkommen aus einer Ordnung, mit dem Körper nicht und in der Sprache nicht. Dann wäre der Mensch nichts als die Verlängerung des jeweils herrschenden Krieges. *Aber das glaube ich nicht.* Ich habe rechtzeitig den inneren Kontakt unterbrochen und bin davongegangen, um dieses Bildnis der Lüge nicht länger zu sehen, das mich umgab. Es heute zu entschuldigen wäre eine arrogante Art der Selbsterhöhung und Gönnerhaftigkeit, die lediglich vorgeben würde, körperlos und unverletzbar zu sein, nein sie haben das Recht auf mein Urteil, mein armer Vater und mein armer Großvater, sie haben ihre Liebe gegen Ideologie ausgetauscht und sie verspielt. Ich denke nicht daran, das nicht abscheulich zu finden, ich denke nicht daran, die Kränkung zu vergessen und zu verzeihen und die Kränkung durch Verzeihungen ungeschehen zu machen für ein kleines, eitles Gefühl scheinbarer Überlegenheit, das sie schließlich mehr demütigen würde, als mein Haß sie demütigen kann, nein, ich denke nicht daran zu verzeihen, das immerhin haben sie verdient, das bin ich ihnen schuldig, das bin ich mir selbst schuldig, das bin ich der Ähnlichkeit schuldig, die mir ins Gesicht geschrieben steht und die ich nicht loswerden kann, die ich loswerden will und die ich nicht loswerden kann, die Herkunft, die ich loswerden will und nicht loswerden kann, die Ordnung, die Sprache.“⁴⁸

In Zeiten einer oft selbstgerechten gesamtdeutschen Spitzeljagd, der leichtfertig moralisierenden Besserwisseri und der „fabrikmäßig in Umlauf gesetzten Schamlosigkeit der Harmlosfröhlichen“⁴⁹ stellt Spiegelland vor allem deshalb

47 Hans-Jürgen Schmitt, *Nicht sprachlos, heimatlos. Rezension.*

48 Drawert, *Spiegelland*, 40ff.

49 Peter Geist, *Lieb Vaterhand. Rezension.*

ÜBER DEN UMGANG MIT SCHULD IN KURT DRAWERTS
DEUTSCHEM MONOLOG SPIEGELLAND

ein gelungenes Beispiel für eine differenzierte und Schuld ernstnehmende Form der Vergangenheits- und Gegenwartsbewältigung dar, weil hier nicht auf pauschale Art und Weise abgerechnet, überwältigt und verurteilt, sondern in aufrechter Kleinarbeit und mühevollen Erinnerungsgängen — „gegen das herrschende Vergessen“ — der Grund der Dinge, die Herkunft der Schuld gesucht und bedacht wird. Drawert hat das Unrecht, das ihm angetan wurde, mit einem hohen Maß an Sensibilität zur Kenntnis genommen und die für sein Leid Verantwortlichen mit wiedergefundener Stimme zum Teil zornig, zum Teil einfach nur trauernd benannt. Seine monologische Entrüstung tobt sich nicht bequem, schnell und oberflächlich am nächstbesten Sündenbock aus⁵⁰, sondern konfrontiert sich im Interesse einer wirklichen Veränderung mit den traurigen Wurzeln seines Leides. Es ist für den Leser nicht einfach zu beurteilen, ob und inwieweit es dem im Haß zurückbleibenden Sohn mit dem Aussprechen seiner Geschichte und dem harten Urteil über seine Väter tatsächlich gelungen ist (oder noch gelingen wird), sich aus der gemeinsamen Schuldverstrickung zu lösen und so endlich die lang gesuchte *Heimat in sich selbst* zu finden. Auch der Sohn bezeichnet sich am Ende nur als ein „Jemand, der seine Möglichkeiten versäumte. Nicht alle, einige, vielleicht viele, vielleicht wichtige“. Die Frage, ob er das Spiegelland, die sich reproduzierende Welt der Väter wirklich verlassen hat, ob die von ihm „benannte Schuld“ auch die bereits „gebannte Schuld“ ist⁵¹, wird deshalb am Ende des Buches bewußt offen gelassen. Beim Schreiben hatte sich „das Wissen zusehends in Nichtwissen“ verwandelt, das „Beiläufige“ einen „unerwarteten Sinn“ hinterlassen.⁵² Und so könnte am Ende von Drawerts deutschem Monolog auch eine andere „Reflexion aus beschädigtem Leben“ stehen: „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selbst nicht verstehen.“⁵³

50 Vgl. dazu Hans-Joachim Maaz, *Die Entrüstung. Deutschland, Deutschland, Stasi, Schuld und Sündenbock*. (Vor allem S. 107ff.: *Der Schrei nach Liebe*). Argon, Berlin 1992.

51 Vgl. Johannes Bobrowsky, *Benannte Schuld — Gebannte Schuld?* Vortrag, in: *Selbstzeugnisse und Beiträge über sein Werk*. Union 67, Berlin, S. 26–33.

52 Drawert, *Spiegelland*, S. 155ff.

53 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1989, S. 254.

